

Der neue Mensch.

Tat ist in uns und loderndes Erfassen
des Glücks, das unser Menschenwille trägt,
und grimmer Haß dem Hassen
und Lust,
daß unser Herz bis an die blaue Himmelstoppel schlägt.

Ich will nicht, daß die Mütter weinen,
weil eine Schlacht entbrennt,
daß in den Schacht des Todes
mit zugebund'nen Augen rennt,
wer auf der Stirn, der reinen,
den Kuß des Muttermundes trägt.

Kraft ist in uns, wir selbst zu sein
und Sterne in die dunkle Nacht zu streuen!
Uns zu befreien
zum Glück und tausendfachen Freuen!

Die Blumen blühen aus dunklem Erdengrund,
die Seele blüht empor aus dunklem Menschenmund,
Die Liebe blüht aus Hoffes Saat . . .
Aus Knechtschaft reißt der freie Mensch
zu sich und seiner guten Tat!

Guns Gathmann

Strafaussetzung oder Strafverfolgungsausschub.

Von Rudolf Wissell.

Das Problem der Kriminalität der Jugendlichen ist während der Kriegszeit besonders akut geworden. Nicht nur bei uns, auch aus den anderen kriegsführenden Ländern, ja auch aus den neutralen Ländern kommen die Klagen über die zunehmende Straffälligkeit der Jugendlichen.

Wehr denn je macht sich nun auch die Erkenntnis geltend, daß jedenfalls für die Jugend der Grundsatz: Strafe bei Verstoß gegen das Gesetz nicht am Platze ist, daß vielmehr Erziehung, die Schaffung der Einsicht in die Notwendigkeit der für das soziale Zusammenleben der Menschen geltenden Vorschriften, Hebung des ganzen Menschen, das Mittel ist, den einmal straffällig gewordenen Jugendlichen vor einem Rückfall zu schützen. Auf die einfachste Formel gebracht heißt das: Erziehung statt Strafe. Eines der wichtigsten Erziehungsmittel, das wir in unserem Strafverfahren gegen Jugendliche besitzen, ist der Strafausschub mit der Aussicht auf Begnadigung. Die diesen Strafausschub regelnden Bestimmungen sind in den einzelnen Bundesstaaten keineswegs einheitlich. Zwar sind schon seit dem Jahre 1902 durch Vermittlung des Reichsjustizamts zwischen den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten einheitliche Grundzüge über die Handhabung der Strafaussetzung aufgestellt worden. Aber zu diesen grundsätzlichen Bestimmungen ergingen fast gleichzeitig in den meisten Bundesstaaten besondere Ausführungsbestimmungen. Diese weichen nun inhaltlich voneinander ab. Der Zweck dieser Ausführungsbestimmungen ist, die Strafverbüßung abhängig zu machen von einer zumeist zwei- bis vierjährigen Bewährungsfrist. Handelt es sich bei diesen Bestimmungen über den Strafvollstreckungsausschub auch nicht um Grundzüge, die ausschließlich für die Jugendlichen gelten, haben sie vielmehr nur ihren Ausgangspunkt gefunden in der Kriminalität dieser, so bilden doch die Jugendlichen die große Mehrzahl derjenigen, auf die Strafvollstreckungsausschub sich erstreckt. Führt sich der Jugendliche in der ihm gestellten Bewährungsfrist so, daß kein Grund zur Klage vorliegt, wird endgültig die gegen ihn anhängige Strafe niedergelassen. Zumeist wird ihm in dieser Bewährungsfrist eine Schulaufsicht beigegeben. Eine geeignete Person wird, namentlich durch die Vermittlung der sich fast überall gebildeten Jugendgerichtshilfen, bestellt, und diese sucht nun dauernd einen erheblichen Einfluß auf den Jugendlichen auszuüben.

Noch in anderer Weise ist das Strafverfahren gegen Jugendliche im Laufe der Zeit einer Aenderung unterzogen worden. Das ist geschehen durch die Schaffung besonderer Jugendgerichte, durch die verhindert werden soll, daß der Jugendliche zusammen mit Erwachsenen vor den Strafrichter kommt und die der Psyche des Jugendlichen mehr Rechnung tragen können als die allgemeinen Gerichte. Die Einführung der Jugendgerichte hat sich überall bewährt, und seit langem geht das Bestreben dahin, dieser Einrichtung nun auch eine gesetzliche Grundlage zu geben. Bis hierher handelt es sich bei ihnen lediglich um Verwaltungsmaßnahmen der Justizbehörden. Es fehlt auch für die Bestellung der Schulaufsicht heute noch an einer für sie geltenden rechtlichen Grundlage. Mehr oder minder ist es immer etwas Freiwilliges, was hier sich für die Zeit der Bewährungsfrist und auch darüber hinaus in das Verfahren einschleibt. Der im Jahre 1912 gemachte Versuch, das Verfahren gegen Jugendliche auf eine besondere gesetzliche Grundlage zu stellen, ist bisher erfolglos geblieben. Der in diesem Jahre dem Reichstag vorgelegte Gesetzentwurf ist durch den Sessionsstich unter den Tisch gefallen. Die Kommissionsfassung hatte den Widerstand der Regierung gefunden, und zwar namentlich der Heraussetzung der Straf-

mündigkeit vom 12. auf das 14. Lebensjahr wegen. Die Regierung wollte diese Frage nicht gesondert behandelt wissen, sondern im Zusammenhange mit der Neuordnung des Strafverfahrens überhaupt. Wahrscheinlich würden heute solche Bedenken nicht mehr erhoben werden. Endgültig können natürlich alle die hier in Betracht kommenden Fragen nur in einem besonderen Jugendgesetz erledigt werden, das alle die verschiedenen, die Jugendlichen betreffenden Fragen zum Gegenstand einheitlicher Regelung macht. Schutz der Jugendlichen und Erziehung sind es, die im wesentlichen den Inhalt eines solchen Gesetzes zu bilden haben würden.

Was uns heute Anlaß gibt, diese Fragen anzuschneiden, das ist die Tatsache, daß in der „Deutschen Richterzeitung“ der Amtsgerichtspräsident Dr. Beder-Dresden auf ein besonderes in Sachsen geübtes Verfahren hinweist, dessen Ausdehnung für das Reich er dringend empfiehlt. Er ist der Meinung, daß aus der Tatsache, daß heute z. B. weit über 25 000 Jugendliche jährlich einen bedingten Strafvollstreckungsausschub erhalten, sich ergibt, daß eine Unsumme jugendlicher krimineller Verstrafungen ohne Strafvollzug auf dem Wege innerer Sühne und Besserung zum Abschluß gebracht wird, und daß sich damit von selbst die Erwägung aufdrängt, ob nicht das gleiche zu erreichen gewesen wäre, wenn die strafbefreiende Bewährungsfrist nicht an den Schluß, sondern an den Beginn des Strafverfahrens gestellt worden wäre. Nach der Verfassung des Sachsens ist es nämlich möglich, unter den gleichen Voraussetzungen wie beim Strafvollstreckungsausschub auch den bedingten Strafvollstreckungsausschub eintreten zu lassen. Es braucht also gar nicht zu einer Beurteilung des Jugendlichen zu kommen. Bei andauernd guter Führung kann dann die Niederschlagung der Unternehmung erfolgen. Wenn sich auch der sächsische Versuch begreiflicherweise in sehr bescheidenen Grenzen gehalten hat und ihm vor allen Dingen die deutsche Gemeinschaftlichkeit fehlt, weil die Verfassung einer Reihe von Bundesstaaten die Möglichkeit eines solchen Vorgehens nimmt, so ist doch auf diesem Wege dem dort begonnenen Erziehungswerke die Gefährdung genommen worden, die mit der Einleitung eines Strafprozesses sonst eingetreten wäre. Präsident Dr. Beder beklagt es angesichts der nunmehr einen Zeitraum von zwanzig Jahren umfassenden Erfahrungen aus tiefster, daß die Reichsgesetzgebung noch immer nicht die Wege gefunden hat, um ihrerseits wirksam eingreifen zu können. Niemand, so meint Beder, könne es verkennen, daß Warnung und Erziehungszwang weit wertvollere Imponderabilien für die sittliche Erziehung unreifer Jugend in sich tragen, als der Vergeltungsgedanke des Strafrechts. Wenn es noch irgend eines Beweises bedürft hätte, so habe ihn der bedingte Strafvollstreckungsausschub mit der lapidaren Sprache der Statistik erbracht. Tausende und Abertausende von Jugendlichen haben jährlich Sühne und innere Wandlung gewonnen, ohne daß die strafrechtliche Vergeltung einzusetzen brauchte, und der sächsische Strafverfolgungsausschub dränge zu der Annahme, daß die Erreichung dessen auch ohne Strafprozess durchaus möglich gewesen wäre.

Vom Standpunkt autoritativer Volksfürsorge sei es daher kaum verwunderlich, den jugendlichen Werdegang noch weiterhin schonungslos mit dem Fluche der Kriminalstrafe zu belasten, obschon bei sachgemäßer Prüfung mit 80prozentiger Wahrscheinlichkeit auf die Strafvollstreckung verzichtet werden könne.

Die ganze gewaltige Bedeutung dessen trete zutage, wenn man die Erschwernisse kennen lernt, die sich dem bestrafte Jugendlichen beim Eintritt in das sich vor ihm auftuende Leben, Arbeit und Lehre, entgegenstellen. Den Stempel der Bestrafung, den das Strafverfahren ihm aufgedrückt habe, könnten auch Bewährungsfrist und Gnade bei dem bedingten Strafvollstreckungsausschub nicht nehmen. Das jetzige Verfahren wirke um so bedenklicher, als trotz aller Belehrung der Jugendlichen fast durchgängig die Bewährung als Losprechung von der Strafe selbst verstanden werde. Durch den bedingten Strafverfolgungsausschub auf Grund vollzogener Bewährung werde zugleich der ungünstige Eindruck ausgeschaltet, den der Strafprozess selbst auf die Psyche des Jugendlichen vielfach auslösen müsse. Schon die Erörterung der Strafbarkeits-einsicht sei in diesem Sinne zu werten. Noch mehr gelte dies, wenn bei Feststellung der Strafzumessungsgründe autoritative Erziehungsfehler, häusliche Mißstände und sonstige persönliche Vorgänge dem jugendlichen Erkenntnisvermögen nähergebracht würden. Das gleiche trete zutage, wenn das Ergebnis der Verhandlung durch Unernstlichkeiten oder umgekehrt durch Beweisaufnahmen oder durch formale Bedingungen beeinflusst werde, die in dem eigenen Wissen oder in dem Gedankenkreis des Jugendlichen keine Stütze fänden.

Endlich verwerfe der Strafverfolgungsausschub den gewiß für das jugendliche Empfindungsvermögen zumeist wirksameren Druck einer ungewissen Strafhöhe an Stelle konkreter abgestufter Strafmaßes. Ganz zu schweigen dessen, daß weitere Bemerkungen künftigen Mißverhaltens nicht selten aus dem Gedankenengang erwachsen würden, es könne die neue schuldhaftige Betätigung als Strafzumessungsgrund für die erste mit verwendet werden.

In dem öffentlich-rechtlichen Erkenntnis der Erziehungspflicht gegenüber heranwachsender Jugend liege zugleich die Verneinung ihrer schematischen Belastung mit strafrechtlichem Anklagezwang. Zeiden und Zeit drängten aber dazu, die Lösung der Erziehungsprobleme für die deutsche Jugend als eine nationale Aufgabe in die Hand zu nehmen. Sei doch allein die Kinderzahl der im Kriege Geborenen für Deutschland nach den Ermittlungen des königlich sächsischen statistischen Amtes in Dresden auf über 1 1/4 Millionen zu schätzen. Es müsse daher alles daran gesetzt werden, um in der heranwachsenden Jugend

an Tüchtigkeit zu gewinnen, was ihr an Zahl verlorengegangen ist. Denn das Volk, das komme, sei der Träger der Zukunft, für die unser Herzblut jetzt in Strömen dahinfließe. Diese Zukunft habe aber in sich deutliche Weltengeltung. Sie könne sich nur durchsetzen, wenn sittliche Kraft und Stärke durch die Erziehung zu einem Gemeingut der kommenden Generationen geworden seien. Dies auch für denjenigen Bruchteil, dem jugendliche Unreife durch die Kriminalstrafe das Leben zu beschatten gedroht habe.

Die Darlegungen Dr. Beder haben uns durchaus sympathisch berührt. Wir wünschen nur, daß nicht im Wege der Gnade, wie in Sachsen, sondern im Wege Rechts der Jugend wird, was ihr zukommt. Wir wollen hoffen, daß die Gesetzgebung die Mittel und Wege hierzu finden möge — im Interesse gerade der Jugend.

Frauen-Todesbataillone.

Von Hermine Schmidt-Zahr.

Deutsche Kriegsberichterstatler erwähnten dieser Tage zum ersten Male, daß an den Kampfhandlungen die russischen Frauenbataillone teilnahmen. Unter den „Todesbataillonen“, die an den gefährlichsten Stellen vorgehend, sich opfern, befanden sich die neugebildeten weiblichen Formationen. Vor einigen Tagen erst waren die „Frauen-Todesbataillone“ in der Petersburger Kathedrale in feierlicher Messe geweiht worden. Der französische Botschafter Francis, der italienische Botschafter Marchese Carloti, die Militärattaches aller alliierten Länder nahmen an der Feierlichkeit teil. Dann zog das erste weibliche Todesbataillon von der Kathedrale zum Moskauer Bahnhof, um nach der Front geschickt zu werden. Ein Heiligenbild wurde dem Zug vorangetragen. Die Bevölkerung überschüttete ihn mit Blumen.

Die großen Mächte der Vergangenheit, Kirche, Adel, Diplomatie vereinen sich, um Glanz und Weihe über diese unerhörte neue Erscheinung zu breiten. Denn wenn auch die englischen Suffragetten Bataillone nach Frankreich entsandt haben, so ist doch aus den Kreisen des englischen weiblichen Kriegsarbeitsamts oft genug in der Presse auf die viel wichtigere Arbeit im Innern des Landes verwiesen und die spielerische Abenteuerlust der in Frankreich stationierten Frauenarmee dabei ins richtige Licht gesetzt worden, als daß man sie ernst nehmen könnte. Und auch die amerikanische Frauarmee, die in kleidsamen Uniformen Umzüge zur Kriegsreklame macht, ist in ihrem Sensationsbedürfnis nicht mit den ernsten und entschlossenen Russinnen in einem Atem zu nennen. Daß diese in todesmutiger Aufopferung wirklichen rauen Kriegswert leisten, ist das neue. Die Revolution macht blutigen Ernst mit der Gleichstellung der Frauen. Kerenski regte die Bildung der Bataillone an. Und Frau Bankhurst, der die englische Regierung nur zu willig den Reisepaß verschaffte, damit sie in Rußland das erlöschende Kriegsfeuer mit ihrem giftig hegenden Atem neu entzündet, raste wie eine Megäre in jubelndem Triumph über 100 deutsche Gefangene, die von russischen Frauenbataillonen gemacht worden sein sollen.

Uns hätte Frau Bankhursts Art der Diskussions- und ihre ganze Haltung und Handlungsweise nie von der Sache des weiblichen Stimmrechts überzeugen können. Es stünde schlimm um unsere Sache, wenn nicht tieferliegende und gewichtiger Gründe für die Gleichberechtigung der Frauen im staatlichen Leben sprächen als ihr sportlich orientiertes Uebertrumpfenwollen der Männer in allem was männlich ist. Gerade, daß der Welt und den Staatenordnungen der weibliche Einschlag fehlt, das fühlen wir als tiefe und verpflichtende Forderung der Umgestaltung.

Und hier ist auch der Punkt, von dem aus es erscheint, als ob dem Auszug der „Todesbataillone“ die Symbole der alten Zeit weit eher entsprechen als die Fahne der Revolution. Hier wird neuer köstlicher Wein in alte Schläuche gefüllt. Denn erleben wir es doch als Tragik jeden Tag, daß schon der moderne Mann den Krieg als Ueberbleibsel alter überwundener Sitten empfindet und daß sich in allen Ländern der Vorfuß durchringt, daß Mittel und Wege gesucht werden müssen, ihn fürderhin unmöglich zu machen. Und der Gedanke, daß im kommenden Frieden eine weltumspannende Frauenorganisation mit in erster Linie berufen ist, die Grundlage einer dauernden Verständigung der Völker zu bilden, gewann mehr und mehr an Boden. Und in diesem Moment bekennen sich die russischen Frauen zur aktiven Beteiligung am Krieg!

Hier ist nicht die Frage von mehr oder weniger Eignung zu einer Arbeit, die nur Vorurteil bisher den Männern zuschrieb. Hier geht die wirklich vorhandene Scheidungslinie der Geschlechter mitten hindurch. Es ist nicht nur ein Gemeinplatz, daß die Frauen dem Leben als solchen näher stehen als die Männer. Die Natur selbst hat durch die Zuweisung der Aufgabe an die Frauen, das keimende Leben zu hegen und das werdende zu pflegen, diesen Bund mit der Frau geschlossen, so daß weibliche Bataillone des Todes nicht als ein Fortschritt, sondern als eine Entartung erscheinen müssen. Bei aller Bewunderung der tapferen Selbstverleugung und Aufopferungsfähigkeit, die die Russinnen immer auszeichnete, scheint doch hier eine Zerkleinerung zum Teil den Bankhurstschen Einfluß vorzuliegen.

Es ist ja auch ganz bezeichnend, daß bisher im Lauf des Krieges nur in den angelsächsischen Ländern sich die Frauen zum Kriegshandwerk drängten. Der französische Frau, die man im allgemeinen doch wohl nicht als den rüchständigsten Typus bezeichnen kann, lag eine solche Bewegung eben so fern

wie offenbar bisher den Russinnen. Sie gar im Lande der Mütterlichkeit, das nicht zufällig die schönsten Madonnenbilder hervordrachte, in Italien, die Aufstellung von Frauenarmeen vorzustellen, ist ganz undenkbar.

Und wir wünschen: Wäre es doch so weit, daß die Frauen als Hüterinnen des Lebens sich immer stärker und zum Wohl der Menschheit wirksamer zusammenschließen wollten, als die Vorkämpferinnen in den Bataillonen des Lebens!

Die Malaria.

Von Dr. O. Damm.

Im Frieden könnte man die Malaria in Deutschland kaum. Sie kam nur in einigen Gebieten an der Nordsee vor, so z. B. in der Umgegend von Aukhaben und Wilhelmshaven. Das Bild hat sich durch den Krieg wesentlich verändert. Zwar sind keine neuen Malariaherde in Deutschland entstanden; wohl aber finden wir gegenwärtig malarialranke Menschen über ganz Deutschland verstreut. Es handelt sich dabei in erster Linie um unsere Feldgrauen, die die Krankheit von der Balkanhalbinsel und von anderen Teilen der Front in die Heimat gebracht haben, wo sie Genesung erhoffen. Zu ihnen gesellen sich noch zahlreiche malarialranke Kriegsgefangene.

Die Malaria, auch Wechselfieber und Sumpffieber genannt, ist eine sehr gefährliche Krankheit. Ueber ihre Ursache wußte man bis in die neueste Zeit soviel wie nichts. Es war zwar schon lange aufgefallen, daß die Krankheit hauptsächlich da wüthet, wo weitausgedehnte Sümpfe vorkommen (Sumpffieber); man wußte auch, daß sie der Mensch in den Stunden der Dämmerung erwirbt: eine wissenschaftlich begründete Erklärung hierfür vermochte aber niemand zu geben. Daher begnügte man sich mit der Annahme, daß am Abend bössartige Dünste, sogenannte Miasmen, aus den Sümpfen emporsteigen und den Menschen, der sie atme, vergiften sollten. Diese Anschauung blieb bis gegen die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts die herrschende. Hieraus erklärt sich auch der Name Malaria, der aus dem Italienischen stammt und soviel wie schlechte Luft (mal'aria) bedeutet.

Da machte im Jahre 1880 der französische Forscher Laveran die wichtige Entdeckung, daß die Malaria auf mikroskopisch kleine Tiere, sogenannte Urtiere, die in dem Blute des Menschen schwärmen, zurückzuführen ist. Damit war das Signal zur weiteren Erforschung der Krankheit gegeben.

Die Urtiere stellen die niedrigste Stufe tierischen Lebens dar. Sie bestehen nur aus einer einzigen Zelle, d. h. aus einem Klümpchen lebenden Einzeiwes, dem Protoplasma mit dem Zellkern, und sie entbehren daher auch der Gewebe und Organe, die wir bei höher organisierten Tieren finden. Die eine Zelle betätigt alle Lebensäußerungen; jede Teilung der Arbeit fehlt. Weil die Urtiere einzellig sind, lassen sie sich auch nur mit Hilfe des Mikroskops wahrnehmen.

Das Urtierchen, das die Malaria hervorruft, besitzt die Fähigkeit, seine Gestalt ständig zu ändern. Es dringt in ein rotes Blutkörperchen ein und vergrößert sich auf dessen Kosten. Dann gerät es in eine Anzahl Teilstadien. Nachdem das Blutkörperchen aufgezehrt ist, gelangen die einzelnen Stadien in die Blutflüssigkeit und suchen sich neue Blutkörperchen auf, in denen sie sich in der gleichen Weise vermehren wie das Muttertier. Auf diese Weise wird das Blut in kurzer Zeit vollständig von dem Parasiten überfüllt. Die Teilstadien dienen also der Vermehrung des Tieres.

Sofort entsteht die wichtige Frage, auf welche Weise der Malaria Parasit in das Blut eines gesunden Menschen gelangt. Antwort: durch eine Mücke, die einen malarialranken Menschen gestochen hat.

Die Erklärung ist folgende: Wenn sich das Urtierchen im Blute des Menschen eine Zeitlang durch Teilung vermehrt hat, treten regelmäßig Nachkommen auf, die sich nicht mehr zu teilen vermögen, sogenannte geschlechtliche Formen. Sie schwimmen un verändert im Blute umher. Sollen sie sich weiter entwickeln, so müssen sie befruchtet werden. Der Befruchtungsvorgang vollzieht sich aber nicht im Blute des Menschen, sondern im Magen einer Mücke. Es ist äußerst kompliziert und kann in dieser kurzen Betrachtung nicht weiter verfolgt werden. Als Produkt der Befruchtung entstehen zahlreiche stäbchenförmige Vermehrungskörper oder Keime, die sich letzten Endes in den mächtig entwickelten Speicheldrüsen der Mücke ansammeln. Wenn nun die Mücke einen gesunden Menschen sticht, so gelangen mit dem Speichel Keime in das Blut. Dort dringen sie in die roten Blutkörperchen ein und das

Verbreitungswerk beginnt von neuem. Der Kreislauf der Entwicklung ist geschlossen. Daraus folgt gleichzeitig, daß sich die Uebertragung der Malaria von einem kranken Menschen auf einen gesunden Menschen in ganz anderer Weise vollzieht als bei sogenannten ansteckenden Krankheiten, wie z. B. beim Typhus und bei der Diphtherie.

Seine Nahrung findet das Urtierchen hauptsächlich in dem Körper des Menschen. Der Mensch ist der Wirt, wie es in der Sprache der Zoologen heißt, die Mücke, der der Parasit keinen nachweisbaren Schaden zufügt, der Zwischenwirt.

Gegenwärtig unterscheidet man drei Formen des Malaria-Parasiten, von denen jede Form eine besondere Krankheit erzeugt: 1. den Tropica-Parasiten, 2. den Tertiana-Parasiten, 3. den Quartana-Parasiten.

Der Tropica-Parasit gilt als Urheber der gefährlichsten Malariaerkrankheiten, wie sie besonders in tropischen Ländern vorkommen, z. B. der Propica, der Perniciofa. Bei den Tertiana-Parasiten beträgt die Zeit, die von einem Teilungsakt in den Blutkörperchen des Menschen zum anderen verläuft, 48 Stunden. Infolgedessen entsteht das Fieber regelmäßig am dritten Tage, vom Ausgangspunkte der Krankheit an gerechnet, und es heißt daher Tertiana (tertius = der dritte). Das Fieber ist in der Regel weniger gefährlich.

Der Fieberanfall selbst kann bei allen Malariaerkrankheiten von verschiedener Dauer sein. Meist währt er jedoch nur einige Stunden. Der Kranke hat also neben dem Fieber fieberfreie Zeiten. Hieraus erklärt sich der Name Wechselfieber. In der fieberfreien Zeit kann sich der Kranke, abgesehen von Schwäche und Müdigkeit, verhältnismäßig wohl fühlen.

Die Vermehrung der Quartana-Parasiten erfordert eine Zeit von 72 Stunden. Man nennt daher die durch den Parasiten erzeugte Malaria, die sich in der Regel am vierten Tage als Fieber äußert, die Quartana (quartus = der vierte). Hier folgen auf einen Tag mit Fieber stets zwei fieberfreie Tage.

Die Mücke, die den Malaria Parasiten überträgt, gehört zu der Gattung Anopheles, zu deutsch „der Nichtsnutzige“. Die Mücken der Gattung Culex, die den Hauptbestandteil der unter dem Sammelnamen Moskito in den Tropen bekannten lästigen Mücken ausmachen, sind nach neueren Untersuchungen nicht imstande, die Krankheit zu verbreiten, da sich der Parasit in ihrem Körper nicht weiter entwickelt. Man hat damit die interessante Tatsache festgestellt, daß von einer Gruppe ganz nahe verwandter Tiere nur eine bestimmte Gattung dem Krankheitserreger in ihrem Körper die nötigen Bedingungen zu geben vermag, die später eine Uebertragung möglich machen.

Die Anopheles-Arten unterscheiden sich von den Culex-Arten sowohl durch den Bau als auch durch die Lebensweise. Schon bei oberflächlicher Betrachtung fällt auf, daß sie größer sind als die gewöhnlichen Stechmücken; außerdem besitzen sie deutlich gefiederte Flügel. In Europa hat man bisher vier verschiedene Arten als Ueberträger der Krankheit nachgewiesen. Die Anopheles-Arten sind nächtliche Tiere. Sie stechen vorwiegend kurz nach Sonnenuntergang und kurz vor Sonnenaufgang.

Leicht sind die beiden Gattungen zu unterscheiden, wenn man die Tiere an senkrechten Gegenständen, z. B. an einer Wand, sitzend beobachten kann. Der Anopheles sitzt immer so, daß er sich „gerade hält“. Kopf, Brust und Hinterleib bilden dabei eine gerade Linie, so daß das Tier einer abgebrochenen, schräg in die Wand gesteckten Stahlfeder Spitze ähnelt. Den Kopf hält der Anopheles der Wand am nächsten; der Leib und das letzte Beinpaar sind von der Wand entfernt. Demgegenüber sitzt der Culex „buckelig“, d. h. die Achse des Hinterleibes und die Achse der vorderen Körperhälfte bilden einen stumpfen Winkel. Dabei steht der Hinterleib nicht von der Wand ab, sondern parallel zu ihr oder sogar ihr zugeneigt.

Aus der Kenntnis von dem Bau und von dem Leben des Urtiers und der Mücke hat man nun versucht, Maßnahmen zu treffen, um die Krankheit zu verhüten und zu heilen. Es ist das ein Gebiet, um das sich besonders der deutsche Forscher Robert Koch große Verdienste erworben hat. Der Kampf wird auf dreifache Weise geführt: 1. durch Vertilgung der Mücken und ihrer Larven, 2. durch Schutzmaßnahmen gegen die Stiche der Mücken, 3. durch Mittel, die die Entwicklung des Parasiten im menschlichen Körper verhindern. Alle drei Methoden haben zu günstigen Resultaten geführt.

Den Kampf gegen die Mücken führt man an zahlreichen Stellen in der Weise, daß man die Sümpfe, in die die Tiere ihre Eier legen und in denen ihre Larven leben, trocken legt. An anderen Stellen gießt man Petroleum auf das Wasser, um die Mücken-

larven, die zum Ninnen an die Oberfläche kommen müssen, zu ersticken. Aber überall lassen sich diese Maßnahmen aus leicht begreiflichen Gründen nicht durchführen. In Europa sind die als Malariaherde bekannten Sumpfbiete zum Teil verschwunden und man betrachtet es z. B. nur als eine Frage der Zeit, daß die berühmtesten Pontinischen Sümpfe bei Rom, Europas gefährlichster Malariaherd, trockengelegt werden.

Die zweite Methode besteht darin, daß die Menschen nach Sonnenuntergang nicht ohne dicke Schleiher und dicke Handschuhe ausgehen und daß man die Mücken von den Wohnungen durch feine, vor den Fenstern angebrachte Gitter fernzuhalten sucht.

Am sichersten jedoch wirkt die dritte Methode. Die Behandlung erfolgt mit Chinin, einem Körper aus der Rinde des Chinabaumes, der von alters her gegen Fieber benutzt wird. Das Chinin tötet die Parasiten. Man gibt es bereits, wenn ein Mensch gestochen worden ist oder wenn die Möglichkeit eines Stiches vorliegt. Dadurch wird der Ausbruch der Krankheit verhindert. Dann aber kann man mit Hilfe von Chinin auch Malariaerkrankte heilen, vorausgesetzt allerdings, daß die Krankheit nicht zu weit fortgeschritten ist und daß weiter Infektionen unterbleiben. So sieht zu hoffen, daß die Malaria mit der Zeit eine wesentliche Einschränkung erfahren wird.

Von einer Ansteckungsgefahr kann bei uns nur in sehr beschränktem Maße die Rede sein. Es erklärt sich das einfach daraus, daß die in Frage kommende Mückenart in Deutschland ziemlich selten ist. Bei uns wird die sogenannte Schnakenplage hauptsächlich durch Arten der Gattung Culex hervorgerufen. Zu irgend welcher Verunreinigung liegt also auch gegenwärtig, wo es verhältnismäßig viele Malariaerkrankte gibt, durchaus kein Grund vor.

In die Gruppe der Malariaerkrankten gehört wahrscheinlich auch das äußerst gefährliche Schwarzwasserfieber. Der Name rührt daher, daß die Kranken einen schwarzbraunen Harn ausscheiden. Ueber das wahre Wesen der Krankheit streitet man sich noch. Festzustellen scheint jedoch, daß für das Zustandekommen des Schwarzwasserfiebers zwei Faktoren nötig sind: eine nicht ausgeheilte Malaria und zu falscher Zeit oder in zu großer Menge genommenes Chinin. An ungelösten Problemen auf dem Gebiete der Malariaforschung fehlt es also nicht. Das zeigt sich auch sonst auf Schritt und Tritt. Auf dem ganzen Gebiete ist trotz der bisherigen tiefgehenden und weitausgedehnten Forschung noch vieles zu leisten übrig.

Die Chromosomenlehre.

Ein Kapitel aus der Vererbungstheorie.

Von Dr. L. Reinhardt.

Schon lange weiß man, daß die Frau nicht nur in ihren Stoffwechselvorgängen und in ihrer ganzen Art lebendiger Existenz, in ihrem Blute, wie auch in allen ihren Säften und Geweben, sondern auch in ihrem Charakter und Wesen etwas ganz vom Manne Verschiedenes darstellt. Worauf dies und zahlreiche Erfahrungstatsachen der Heilkunde beruhen, das wußte man bis jetzt nicht oder doch wenigstens in höchst unvollständiger Weise. Nun ist aber mitten im Weltkrieg das Rätsel zum größten Teile gelöst worden, und zwar in sehr einfacher Weise.

Bekanntlich ist der Mensch wie alle Tiere und Pflanzen aus winzigen Elementorganismen, sogenannten Zellen, die allerdings nur das Mikroskop bei starker Vergrößerung sichtbar macht, aufgebaut. Das wichtigste, Leben und Vermehrung bedingende Element in diesen Elementorganismen ist der Zellkern. Es ist dies ein sehr kompliziertes Gebilde, das sich durch reichen Gehalt an einem Stoffe auszeichnet, der Anilinfarbstoffe in stärkerem Maße als andere Gewebeteile aufnimmt und sich bald sehr intensiv färbt. Dabei wird dieser wichtige Bestandteil des Zellkerns als Chromatin (von chroma = Farbe) bezeichnet.

Bei der Zellvermehrung, die durch eine Teilung des Zellkerns eingeleitet wird, spielen diese Chromatin führenden Teile des Zellkerns, die mit Recht als die Träger aller Vererbung aufgefaßt werden, eine außerordentlich wichtige Rolle. Sie ordnen sich zu Schnürchen, die zusammen einen Knäuel bilden und zerfallen dann in einzelne Teile von bestimmter Länge, die als Chromosomen oder Kernschleifen bezeichnet werden. Sie sind bei jedem Lebewesen in ganz bestimmter Zahl vorhanden. So hat der Pferdespaltwurm deren nur 2 in der Kernteilungsspindel, bei anderen Wurmern bilden sich 4 oder 8, bei Heuschrecken 12, bei der Weinbergspinne, dem Salamander, der Forelle, der Maus, ebenso bei der Lilie, der Rieswurz 24, beim Menschen 46 usw., bis schließlich bei einem Artemia genannten kleinen Salzwasserkrebs gar 168.

Der fette Richter.

Von Desider Kozzolanzi.

Eingigautorisierte Uebersetzung aus dem Magharischen von Stefan J. Klein.

In der glänzenden Mittagszeit zittert der Sonnenstich wie ein spitzer graufamer Pfeil aus Gold.

Die kleine Stadt schläft. Ihre Häuser ringen mit der Ohnmacht, werden von der lässlichen Hitze in Agonie geführt, die Fenster blinken im grünen Licht — unfreundlich — im Delirium des Glanzes, wie Augen von Säufern oder Wahnstimmigen, wenn sie in den weißen blendenden Staub starren und nichts sehen. Eine Reihe von Häusern schwankt vor unseren Augen. Etwas weiter dehnt sich die Reitschule der Husaren, deren Vordach ein klein wenig Schatten wirft, und ein Rasen, auf dem bunte Blumen blühen, von Bienen und Drohnen umschwirrt. Der Atem stockt, als kämen wir aus einem heißen Bad. Unsere Körper schwitzen, unsere Augen sehen unscharf, die Hände bebend.

Wir waren vier oder fünf — zehn- bis zwölfjährige Anaben — in Turnhemden, Turnschuhen, ungewaschen, schmutzig, kampfbereit und unser Opfer erwartend, den fetten Richter. Wir trankten an den Freuden der Hundstöße und die ganze Welt war uns ein gelber Taumel.

Unter dem Vordach der Reitschule steckten wir die Köpfe zusammen und harreten mit pochenden Schläfen. Sobald das Mittagglänzen ausklingt, wird sich unter dem kühlen Tor des Rathauses — dünnlich und verhängnisvoll — des fetten Richters Fehlbau hervorwölben. Dann läßt einer von uns, meistens der schwarzverbrannte Paul Nagel, den Schlauch durch die Luft zittern:

„Der fette Richter kommt!“

Wir pressen uns noch stärker unter dem Tor der Reitschule zusammen. In der Stille des Entschlusses ist nichts hörbar als das Klopfen unserer Herzen. Bald darauf erzittert der Asphalt, und dies bedeutet, der fette Richter werde in Kürze an uns vorüberkommen. Noch einen Augenblick, und er wird da sein. Er trägt einen erdharbenen Anzug aus Rohseide, über den gewölbten Bauch hängt ihm eine dicke Goldkette hinauf, auf dem Finger hat er einen grünen Siegelring und ein Rohrstäbchen in der Hand.

Von seiner roten Stirne rinnt ihm in schmalen Bächlein der Schweiß. Seine winzigen Maulwurfsaugen zwischen den Fettpolstern blinzeln uns zu. In uns schäumt die Wut, doch wir fürchten

uns und unsere Rehlen pressen sich so zusammen, daß wir fast aufschreien.

Doch wir schreien erst, wenn er zehn oder zwanzig Schritte vor uns dahinpfaucht.

Einer reißt einen Erdklumpen von der Erde.

„Rachschleudern!“ Schreien wir und umringen instinktiv den Gelben, um ihn anzuweifen.

„Erschlag ihn!“

„Wir! Wir!...!“

Der Klumpen fliegt in hohen Bogen und verspricht zermalmt zu seinem Staub. Der sommertropfende Lorde, mit dem Spinnnamen „Das Truthahnel“, spannt seinen Schleuder und jagt dem fetten Richter zum Abschied einen bunten Kieselstein nach. Der Richter wendet sich um. Seine Augen blinzeln im Sonnenschein, dann rollt er gemächlich weiter. Wir aber debattieren gröhnend und mit falschem Pathos weiter.

„Kruzifürken“, schäumte es einem Turnhemdigen über die Lippen.

„Dieses eine Mal ist er uns noch ausgelommen.“

„Aber nächstens“, sagt der größere Lorde, „schlag ich ihm damit den Schädel ein.“

Im Sonnenschein blüht der Eisengriff einer Pistole auf.

Schauer erfasst uns, wir freuen uns, sind glücklich und fühlen uns stark. Unsere Muskeln sind hohlgelähmt. Wir verlangen das Blut des Richters. Denn wir hassen seine Gäßlichkeit, verabscheuen seine krankhaft aufgedunsene Feiste, einfältig und blutrünstig — wie nur Kinder hassen können. Niemals noch hatten wir eine solche menschliche Mißgestalt gesehen. Die Füße trugen betrieblieh den feinsten Schmerzband, der Körper verschwand vollkommen unter dem strohenden und üppigen Fett, aus dem bloß der jämmerlich lahle Kopf hervorlugte, eine Fettkugel, die jeden Augenblick zu verben droht. In der Mitte des Gesichtes aber trauerte eine kleine Stumpfnase und diese Nase — so sah es — klagte oft weinerlich die Natur an, die einen unglückseligen Menschen einseitig, hohhaft, ohne Erbarmen verunstaltete. Doch fühlten wir kein Mitleid. Kinder kennen das Mitleid nicht. Die Moral der Kinder heißt Schönheit und jeder, der schuldig oder unschuldig ihre primitive Moral beleidigt, fordert ihre Rechte heraus und muß büßen. Wir hielten die harmlose Kröte ebenso wie den fetten Richter. Daßten sie, wie alles Absonderliche.

Eines Nachmittages sprachen wir wieder über den fetten Richter.

Der Streit gipft der Frage, wovon der fette Richter so feist geworden sei. Paul Nagel erläuterte wichtigsterlich:

„Der fette Richter frißt Ochsen. In jedem Mittagessen einen ganzen Ochsen. Den bratet ihm seine Mutter am Spieß.“

Der starke Lorde rief:

„Das glaubt der Teufel...“

Ueber die Versammlung lief ein Murren des Zweifels. Keiner konnte sich vorstellen, daß der fette Richter überhaupt eine Mutter habe.

Paul stählte sich in der Mitte des Kreises immer unbehaglicher und stammelte, von der drohenden Schär umringt, ängstlich die Worte hervor.

„Wenn ich's euch sage! Seine Mutter lebt noch. Sie wohnt mit ihm. Hier in der Feuerwehrgasse. Ich kenne sie...“

„Paul!“ Schrie ihm der Vortürmer unserer Klasse an und schlug gornig die Klappe zur Erde, „wenn du nicht sofort das Maul hältst...“

„Hauen wir ihn“, schrie es im Chor.

Paul Nagel schaute uns mutig in die Augen:

„Wenn ihr wollt, kann ich euch sofort hinführen.“

Das war ein gutes Wort! Sofort brachen wir auf und zogen auf das seltsame Abenteuer aus. In Räubergeschichten hatten wir gelesen, daß die kühnen und edlen Recken den Feind im eigenen Heim aufsuchen, um mit ihm dort abzurechnen. Auch wir dachten an Wehnlisches, während wir uns mit schwindligen Köpfen dem kleinen Haus näherten, dessen Fenster grüne Jalousien beschatteten. Paul wurde vorgeschickt. Nach einigen Minuten kehrte er mit triumphierendem Gesicht zurück.

„Kommt!“

Wir gingen hinein. Ins Haus des fetten Richters. Zuerst mußten wir den Weg über eine lässliche Terrasse nehmen, die vom Hof durch ein buntes Glastor getrennt war. Auf dem Hof sah im grünen Laub, zwischen Linden, Eschen und Jasmin, neben einer kleinen Kinderchaukel, eine magere traurige alte Tante und stridte. Es war die Mutter des fetten Richters.

Anfangs ludte es uns noch in den Rehlen und wir wollten lachen, aber das traurige alte Weibchen nahm uns sanft bei den Händen und wir küßten ihr die Hand, wie wir es unseren Müttern zu tun pflegten. Sie deutete sofort den Tisch, setzte uns auf tiefen, goldringigen Tellern Kaffee, honigsüße Trauben und Kuchen vor. Sie ließ uns auch auf der Schaukel sitzen. Dann begann sie zu erzählen. Die Schaukel habe noch ihrem Sohne gehört; als er noch in die Schule ging, turnte er sehr gerne. Wie sie um ihren Sohn fürchtete, auf ihn gewartet hatte, wenn er manchmal mit seinen Freunden forsting und erst nach der Torpore heimkam, wie er als

Alle Geschlechtszellen, die reife Eizelle, wie die männlichen Spermazellen, enthalten nur die Hälfte der betreffenden Chromosomenzahl, so daß die Nachkommen einer jeden Art die Hälfte ihrer Chromosomen vom Vater und die andere Hälfte von der Mutter erhalten. Dadurch sind die Vererbungsbedingungen von beiden Seiten in richtiger Weise geordnet, ist eine normale Entwicklung des sich durch Verschmelzung des halben Kernes des Vaters und der Mutter aufbauenden jungen Lebewesens ermöglicht.

Nun aber hat der Mensch zur Normalzahl von 46 Chromosomen noch ein sogenanntes allosomisches oder Geschlechtschromosom. Ein solches ist von verschiedenen Tieren bekannt und man weiß, daß es das Geschlecht bestimmt. Es ist nämlich bei den weiblichen Individuen doppelt, bei den männlichen aber nur in Einzahl vorhanden. So beträgt die Normalzahl der Chromosomen beim Manne 47 und beim Weibe 48. Durch die beiden Geschlechtschromosomen ist das Weib gegenüber dem Manne viel weitergehend von ihrer Geschlechtlichkeit beeinflusst, ein ganz anderes Geschöpf der Gattung Mensch als der Mann, der durch den einzigen ihm zukommenden Geschlechtschromosom viel weniger als jenes bis in alle Tiefen seines Seins von der Geschlechtsfunktion beeinflusst wird. Der Mann ist gleichsam weniger ein Geschlechtswesen als das Weib. Er ist in seinem körperlichen Befinden unabhängiger von seiner Geschlechtsfunktion als jenes, damit auch geistig unabhängiger und regamer.

Da bei der Reifung der Geschlechtszellen die eine Hälfte der Chromosomen entfernt wird, um eine andere gleichwertige aufzunehmen und mit ihr zu einer neuen Einheit von derselben Chromosomenzahl zu verschmelzen, so hat das reife Ei stets ein Chromosom, die reife Samenzelle aber teils eines, teils keines, je nach der Richtung, in welcher beim Manne das vorhandene Chromosom wanderte. Eine Samenzelle erster Art mit einer beliebigen Eizelle kopulierend, liefert ein männliches Kind, eine solche mit einem Chromosom aber ein weibliches, das in allen seinen Zellen ein Chromosom mehr enthält. Daher ist der geschlechtsbestimmende Einfluß eigentlich dem Zufall überlassen; doch mögen immerhin bestimmende Momente vorhanden sein, die nicht nur in einzelnen Ehen, sondern auch bei ein und derselben Ehe zu verschiedenen Zeiten und Altersstufen der Ehegatten das Entstehen von Knaben mit nur 1 Geschlechtschromosom oder von Mädchen mit 2 Geschlechtschromosomen begünstigen. Die Einzelheiten dabei sind für uns noch in volles Dunkel gehüllt.

Dadurch, daß das menschliche Weib stets ein Geschlechtschromosom mehr als der Mann hat (2 statt nur 1 wie dieser), lassen sich manche bisher rätselhafte Erscheinungen in der Pathologie auf sehr einfache Weise erklären. Dahin gehören vor allem die sogenannte geschlechtsbegrenzte Vererbung bei gewissen Krankheiten. So kommen z. B. die Bluterkrankheit und eine Art der Farbenblindheit, nämlich die Grün-Rotblindheit, nur bei Männern vor, werden aber durch die Frauen vererbt. Dieses eigenartige und bisher unerklärliche Verhalten läßt sich sofort verstehen durch diese neue Entdeckung vom einen Geschlechtschromosom des Mannes, das eben der Träger dieser Krankheiten ist. Die Krankheit geht ja von einem Manne aus, bei dem das einzige Geschlechtschromosom mit der betreffenden Krankheit belastet ist. Vererbt dieser Mann eine gesunde Frau, so erhalten die Töchter ein belastetes Geschlechtschromosom vom Vater und ein unbelastetes von der Mutter. Unter solchen Umständen kommt die Krankheit nicht zum Ausdruck. Die Söhne aber erhalten nur ein einziges Geschlechtschromosom, das entweder belastet oder frei ist. Im ersteren Fall tritt bei ihnen die Krankheit auf, im letzteren Falle dagegen nicht.

Wodurch eine solche Anomalie erworben wird, ist unbekannt. Wie sie aber vererbt wird, das ist uns jetzt klar. Eine Ausrottung der höchst unangenehmen und, was die Bluterkrankheit betrifft, überaus gefährlichen Anlage ist nur durch Ehehegeln zu erreichen. Die Töchter aus Bluterstamm oder Grün-Rotblindheitsstamm müssen ehelos bleiben. Die Söhne aber müssen Gattinnen von möglichstster Gesundheit und Kraft wählen, so daß dieses eine Krankheit veranlagte Geschlechtschromosom mit der Zeit ausgemerzt wird.

So zeigt sich auch hier wieder der große Wert der Chromosomenlehre, die den bisher unerklärlichen und scheinbar launischen Gang der Vererbung in ganz gesetzmäßiger Weise zu erklären vermag. Die Chromosomen sind eben als Träger der Vererbung von ausschlaggebender Bedeutung bei jeglicher Vererbung, ebenso bei der Befruchtung. Letztere aber bedeutet in der Vereinigung von

Ei- und Samenzelle eine gegenseitige Steigerung der Lebensenergie in den zur Schaffung eines neuen Wesens bestimmten Kernen und damit auch Zellen und damit eine sehr ausgiebige Verjüngung. Dabei vollzieht sich gleichzeitig eine weitgehende Mischung der Eigenschaften zweier individuell verschiedener Lebewesen.

Damit nun die einen Entwicklungsfortschritt bedingende Mischung der Eigenschaften zweier Individuen mit vollkommen verschiedenen Anlagen ganz sicher zustande komme, haben deren Geschlechtszellen vollkommen darauf verzichtet, sich ohne einen äußeren Anstoß von sich aus teilen zu wollen. Durch die bei allen höheren Lebewesen vor sich gehende Befruchtung vermischen sich zwei verschiedene geartete Zellen mit ihren stets etwas abweichenden Eigenschaften aufs innigste, um aus ihrer gegenseitigen Verschmelzung und Durchdringung ein neues Wesen derselben Art, und doch wieder ganz verschieden, aus sich hervorgehen zu lassen.

Durch eine solche Verbindung zweier immer etwas verschieden gearteter Zellindividuen wurde die Fähigkeit des Schwebens möglichst gesteigert und die Anpassungsfähigkeit der Individuen an wechselnde Daseinsbedingungen in hohem Maße erhöht. Der Unterschied der Geschlechter der sich dann an den Trägern der betreffenden verschiedenartigen Peimgellen vollzog, war bloß eine sekundäre Erscheinung, einzig nur durch die Notwendigkeit bedingt und hervorgerufen, daß möglichst lebenskräftige neue Wesen daraus hervorgingen.

„Ein Mann gefallen . . .“

Ein Gedächtnisblatt für Gustav Sad.

An den Gräbern der Dichter, die das Massensterben des Weltkrieges zum Opfer gefordert, können wir nicht mit demselben Gefühl stehen, mit dem wir uns an den Tod eines Erbal von Kleist, eines Theodor Körner erinnern. Es fehlt der verkündende Klang der Einmaligkeit, der Ausnahme und der sich selbst erfüllenden Freiheit. Wo wir dort die reinen Heldengestalten sehen durften, fühlen wir hier zu fast ein Märtyrertum, in das kein Sinn zu bringen ist. Diese Tode sind rein ihrem Charakter nach ganz verschieden. Die Zahl aber belastet uns mit dem demütigenden Gefühl unerforschbarer, vielleicht weit ins Zukünftige greifender Wertzerstörung. Sehen wir einmal 1770 statt 1914, und es eröffnet sich uns eine Perspektive, aus der wir, ihrer Tragweite uns bewußt werdend, schnell den Blick zurücknehmen. Damals war der junge Goethe einundzwanzig Jahre alt.

Diese ganze schmerzliche Ueberlegung wird in einem Woch, wenn man jetzt das Werk eines Unbekannten liest, das Hans W. Fischer der Vergessenheit zu entreißen sucht: „ein verbummelter Student“ von Gustav Sad (S. Fischer Verlag, Berlin). Man würde vielleicht mit milderer Trauer die Dinge sehen, wenn man das Gefühl hätte, nur vor einem Schreiberling zu stehen. Aber gerade Sad dünkt uns mehr. Man fühlt aus dem Embryonischen, Unausgeformten der Dichtung reiche Strahlen werdender Bildung scheitern. Man fühlt die Verührung einer genialischen Persönlichkeit. Sad ist nicht Literatur. Sein Wesen schwingt weiter, greift über das Werk hinaus, das ihm nur eine schmerzliche krisenhafte Entladung bedeutet. Man denkt an den jungen Wächter, an Conrad. In seiner unruhigen Natur war vieles, das ihn der Gefahr des Verschäumens, des fragmentarischen nahebrachte, aber auch eine Gesundheit des Willens und des Geistes, die ihn vielleicht darüber emporgerissen hätte. Vor allem aber lagen in ihm Keime zu einer Persönlichkeitsentwicklung, deren Möglichkeiten sich bedeutend genug darstellten.

Sads Leben war unruhig, von Leidenschaften überfüllt. Die moralische Lage des verbummelten Studenten war die feinste. Die Bürger seiner niederrheinischen Heimat bekreuzten sich vor ihm. Gut, daß sie die Dämonen nicht sahen, die die Stürme erregten! Das Erlebnis ist an sich nicht einmal so besonders. Es ist der erkenntnistheoretische Schiffbruch, den so viele Jünglinge erleben; das alte „Habe nun, ach! Philosophie . . .“ Das Außergewöhnliche liegt in der persönlichen Färbung des Erlebnisses, in der grausamen Konsequenz. Was für andere mehr oder minder abstrakte Auseinandersetzung bleibt, wird hier zur Bedrohung des Seins, weil nicht nur das Hirn beteiligt ist, sondern das ganze Wesen sich in den Gedanken verwickelt hat. Ein Gegenstück bieten die gewaltigen Erschütterungen, die Desorientierung des ganzen Individuums, die die Begegnung mit der Kantischen Philosophie in Heinrich Heine hervorrief, so daß er in die Worte ausbrach: „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr. Mich eckelt vor allem, was Wissen heißt.“

„Auch das.“

Das spöttische Zohlen, das uns noch unter dem Tor die Rechen judte, schlug jetzt in eine seltsame, nasenrümpfende Verwirrung um, die unsere Gesichter innerlich, ähnelhaft, fahlblau machte.

„Auch das hier?“ fragten wir alle und reichten das grüne Schmetterlingsnetz von Hand zu Hand.

„Unsere Reize sind ebenso.“

Wir standen im Schatten der Bäume. Einige fliegen auf die Schaukel, stehen noch einmal ihr scharfes Geßeln erlösen und versuchen, im Grase Purzelbäume zu schlagen. Aber wir fühlten uns nicht mehr recht behaglich. Eine seltsame Neugierde würgte in dieser Abenddämmerung unsere Rechen, wie wenn man zum ersten Mal wegen des kranken unruhigen Fleischstückes zwischen den Rippen nicht schlafen kann und bemerkt, daß dieses Fleischstück lebt und Schmerzen verursacht. Und in einem Nu fuhr es uns durch die Köpfe, daß der fette Richter auch einmal ein Kind war, ein Kind wie wir, das den Vögeln nachjagt, sich schaukelt und mit dem grünen Netz Schmetterlinge fängt. Als wir diesen Gedanken zu Ende gedacht hatten, waren wir keine Kinder mehr. Unsere Gesichter waren gealtert, die Augenlider zuckten uns nervös und in unseren geweiteten dunklen Augen glühten alle Tragödien und Mysterien des Lebens. Demütig standen wir nebeneinander, traurig, besiegt und stumm.

Später versuchten wir, die Fröhslichkeit zu erzwingen. Wir fingen zu singen an, verstummten aber sofort erschrocken, ohne jeden Grund. Aufstehende Käfer flogen an unsere Rippen, die Köpfe schmerzten uns vom Duft des heißen Grases.

Wir lehnten uns an die Mauer und schlossen die Augen. Als sahen wir eine blaue Wiese, auf der ein kleiner ausgelassener Knabe — der fette Richter — herumtollt. Seine Lippen haben einen traurigen Zug nach unten, doch in seinen Augen glänzt das kindliche Reich der Reinheit, Munterkeit und Fröhslichkeit, das so bald vergehen muß. Einen schlanken Knaben sahen wir, barhäuptig und glücklich, mit dem grünen Schmetterlingsnetz nach einem scheuen weißen Falter schlagen.

Beschämt schlichen wir auf die Straße, in die Nacht des Hundstages.

Heiß und schwarz war die Nacht.

An einer Ecke kam uns mit dröhnenden Schritten der fette Richter entgegen.

„Guten Abend“, sagten wir und lüfteten noch Gedächtnisblätter.

Das Erkenntnisproblem wurde für Sad zum Lebensproblem, und so wurde es zum Problem seines ersten Werkes. Dieser Roman, heterogen und dissonierend wie die Jünglingsseele des Dichters, trägt autobiographischen, bekennenden Charakter. Alles hat Sad hineingepackt, was ihn bewegte: seine Extasen und seine Verzweiflungen, seine Himmelsflüge und seine Hölleflüge. Die blaue Blume der Sehnsucht singt ihr altes, lockendes Lied. Aber es ist ein falsches Lied, das den jungen Wahrheitsfucher vom Leben fortlockt und ihn zum Narren seines Erkenntnistriebes macht. Das Schlusswort hat das Schicksal, dem Weinen durchsetzte Gelächter der Selbstzerstörung, das schauerlich über die Fassade einer entgötterten Welt hingellt. Einmal blühte hier das Märchen der Liebe in unweillich natter Schönheit und Reinheit, und die Träume schimmerten im Glanze überirdischer Paradiese. Aber der Gedanke, der sich nicht genügen wollte am schönen Schein, hat das Leben getötet, um ein paar Begriffe willen, die Marktschreier als den Schlüssel zu allen Geheimnissen anpreisen, als die Zauberformeln, vor denen alle Kiesel springen, und die in Wahrheit nichts sind als das inhaltslose, aufgeblähte Abstraktabstra einer unwissenden Mystagogengilde.

Den Schluss des Romans, wie er ist, mag man ablehnen. In seiner scheinbaren, allzu gewaltsamen Konsequenz ist er unreif, unorganisch, unerlebt. Sonst ist es gerade dies, was an dem Buche festhält: es zuckt und glüht vor Erleben, und in dem grausam Aufreißenden, Unerbittlichen des Bekennens erschüttert es. Es ist nicht Literatur, es ist ein Mensch. Und daß man diesen Menschen sieht, macht das Werk zum Ereignis. Der tatsächliche Inhalt der Kämpfe interessiert nicht so sehr wie Form und Gestalt des Geistes, der hier mit den hart entgegengesetzten Gewalten des Seins ringt.

Das Ueberraschende aber ist die blühende Bildnis der Poesie, die in dem Buche sich in freiem, wipfelweitem Wachstum entfaltet. Merkwürdig beieinander gelagert und doch eng verwachsen sind in Sad exakte Präzisionen und Kräfte der Phantasie. Er vermag das Leben eines Insekts mit Genauigkeit zu beschreiben und sich zugleich mit der ganzen Seele so hineinzuversetzen, daß die Beschreibung zum Gedicht wird. Sein dichterisches Ingenium ist von ursprünglicher Selbstständigkeit und jungem Reichtum, ob er Märchen träumt oder das Spiel des Windes im Feuerbehang eines alten Schlosses belauscht, ob er den Taumel der Liebe singt und die verflammende Schönheit des Sonnenuntergangs, oder ob er, hart, realistisch, das Leben eines Bergwerks schildert. Alles ist neu erlebt, zum erstenmal, mit einer ganz persönlichen Intensität des Sehens.

Sad fiel, einunddreißigjährig, ein Unbekannter, Ende 1916 in Rumänien. Hans W. Fischer berichtet uns bald seinen ganzen Nachlaß: zwei weitere Romane, ein Drama, Gedichte. Was er hätte werden können? Viele Möglichkeiten lagen in ihm; vielleicht auch viele Gefahren. Freunde mühsamer Deutung könnten nach seinem ersten Buche etwas wie eine fatale Bestimmung in sein Ende hineinbilden. Andererseits ist gerade das Fragezeichen ein starker Reiz seiner Persönlichkeit, der die Phantasie aufregt. . . .
Sehen wir 1770 statt 1914. Damals war der junge Goethe einundzwanzig Jahre alt!

Notizen.

— Was ist das Volksgetränk der Russen. Wenn in Russland jetzt alles draunter und drüber geht, eins wird sich unverändert erhalten, der Kwass. Dieses Getränk wird nach uralten Ueberlieferungen meist noch im einzelnen Haushalt hergestellt. Wie in den Großstädten ist die Herstellung fabrikmäßig, und in den russischen Koffern sind eigene Kwassbrennereien angelegt, die nach behördlichen Vorschriften arbeiten. Der Kwass ist ein hierähnliches Getränk, welches meistens durch Vergärung von einer Würze aus Weiz, Malz und Brot gewonnen wird. An der Vergärung sind neben Hefen ähnlich wie bei Bier nur Kwass-Milchsäurebakterien hervorragend beteiligt. Diese geben dem Kwass seinen säuerlichen, erfrischenden Geschmack. Meist wird er noch mit Pfefferminze oder anderen Stoffen gewürzt, wie denn überhaupt der Zusatz von Zucker und verschiedenen Obstsorten in den einzelnen Landesteilen wechselt. Der eigentliche Brotwass des armen Mannes wird direkt vom Haß getrunken, ist alkoholarm (nur 0,5 Proz.) und je älter um so saurer. Bessere Sorten werden auf Flaschen gefüllt: als die feinsten gelten wohl Apfel- und Himbeerkwass, die sehr wohlschmeckend sind. Brot und Getreide sind zur Herstellung nicht unbedingt erforderlich; daher kann der Kwass in Kriegszeiten auch bei uns als ein gutes Erfrischungsgetränk für Bier gelten. Als solches wird er von Prof. Kosal in Moskau warm empfohlen, der auch ein Büchlein mit zahlreichen Rezepten für die verschiedenen Sorten herausgegeben hat.

„Guten Abend“, sagte der fette Richter lächelnd, unschuldig, wie ein kleines Brüderchen, und lüftete ebenfalls seinen Strohhut.

Stumm gingen wir weiter.

In dieser Nacht konnten wir in unseren Betten lange nicht einschlafen.

Als es endlich gelang, träumten wir, der fette Richter warte in einer blaubehäuberten Wiege, ein armes pausbäckiges Pöb, und schaue uns mit großen Augen an, traurig, sehr traurig.

(Mit Genehmigung des Verlags „Der Sturm“.)

Untergang.

Und wie über Trichter und Krater
Zum Graben er mit uns schritt,
Die pulsende Herzensader
Ein Eisenstück ihm zerschneit.

Er preßte die blutigen Lippen
Zum Ruß in das qualmende Land.
Da stachen mit Spaten und Schippen
Ein Grab wir ihm in den Sand.

Und als er versank in der Grube
Umrauschte ihn flüsternd ein Wind:
„Herzbruder in finsterner Stube,
Du warst ein Messiaskind!

Du hättest aus brennendem Leide
Die Welt zur Versöhnung geführt!
Du hättest einst die flammenden Scheite
Zu Feuern der Liebe geschürt!“

Als wir dann den Toten verscharrten,
Der Wind in die Ferne sprang,
An Gräbern und Haß und Standarten
Und Wärfen und Rinen entlang.

Hans Bauer (Champagne).

kleines Kind in den Sturm hinaustrante, wie er sang und tanzte, wenn sie sich an langen Herbstabenden langweilten; wie ein geschickter wackerer Bursche er gewesen sei und wie ein ausgezeichneter Tänzer.

Auch erfuhren wir, es habe weit und breit keinen besseren Vogelsteller gegeben.

„Jawohl, meine Jungens“, wiederholte sie, „auch mein Sohn fing Vögel. Vogelstang trieb er sich auf den Wiesen umher, auf den großen, großen Wiesen. . . . Wie doch die Zeit vergeht. . . . Wenn ich bedenke, daß er damals aufs Haar genau so aussah wie ihr jetzt. . . .“ Die alte Frau blickte zurück auf sich hin. Sie dachte an ihren Sohn, der schon vierzig Jahre zählt und noch immer ledig ist. Mit dreißig Jahren hatte er eine drollige Liebe gehabt und auch einen Ehering getragen; er hatte viel geweint und gefaselt und war flink zum Stelldichein geist, wie eine Dampfmaschine. In ein Konditoreifräulein war er verliebt gewesen, doch dieses fand seine Reifezeit launisch. Er aber ging häufig in die Konditorei, ah vor Nummer die Hälfte des Vorrates auf, zahllose Schaumkrappen und Cremeschnitte, die ihn noch feister machten. Wie andere sich dem Trunk ergeben, so ah er vor Viebestummer, ah und ah, immer mehr und mehr. Ein Jahr lang trug er den Ehering, der dann bald von seinem linken Finger verschwand.

An dieses Ding dachte das Tantechen denken, denn ihre Augen füllten sich mit kleinen Tränentropfen. Wir aber betrachteten sie. . . . wir warteten noch immer auf den fetten Richter, um ihm einen hübschen Streich zu spielen, hier in seinem eigenen Heim; doch unsere Lust war schon merklich abgestaut, es fröstelte uns in der Hitze der Hundstage.

„Bitte, erzählen Sie noch etwas“, bat Paul Nagel.

„Erzählen Sie“, haken wir gerührt.

Der kleine Torday schmiegte sich an das Tantechen.

Sie streichelte sein Haar und blickte ihm in die Augen.

„Si, mein Schöndchen“, sagte sie gärtlich, „hast du aber ein geriffenes Gemd. Wie kann man nur so herumgehen. . . .“

Dann ging sie ins Zimmer und brachte ein Päckchen, in dem Kleider waren. Kleine Schuhe, Röcke, Turnhemden; auch eine reichhaltige Käferammlung.

„Dies alles war sein“, sagte die alte Frau, „auch dieses kleine Gemd. Schau, wie es dir paßt. Auch diese kleinen Schuhe. Auch die werden dir gut sein. Auch dieses Päckchen. Wer will es? Dies alles war sein.“

„Auch das hier?“ fragte Torday stotternd und ungläubig und hob ein grünes Schmetterlingsnetz vom Tisch.

gültig wie — geraten war und aus der es nur durch sich selbst gerettet werden konnte. Und wenn der Reichskanzler weiter die unverfälschte Erhaltung des Vaterlandes als das eigentliche deutsche Kriegsziel bezeichnete, so nannte er damit das Ziel, für dessen Erreichung sich auch jeder Sozialdemokrat auf Grund seines Programms einsetzt. Wir kämpfen nicht, um den anderen etwas zu nehmen, sondern darum, daß man uns nichts nimmt.

Auf die gewaltige Schwere dieses Kampfes hat der Chef des stellvertretenden Generalstabs, Hr. v. Freytag-Loringhoven, in einer Rede hingewiesen, die aufmerksam gelesen werden will. Als diese Rede gehalten wurde, traf die Nachricht ein, daß China an der Schwelle des vierten Kriegsjahres entschlossen sei, gleichfalls in den Krieg gegen Deutschland einzutreten. . . . „Wenn trotzdem diese unerhörten Erfolge, die in früheren Zeiten längst den Frieden herbeigeführt hätten, Erfolge, die ganze Königreiche überannt haben, uns noch nicht weitergebracht haben, so liegt das an der allgemeinen Weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Lage, die allein zu Gunsten unserer Gegner arbeitet, die ihnen immer wieder neue Bundesgenossen zuführt und die allein es ihnen möglich macht, den Krieg bis auf den heutigen Tag zu führen. So ist es gekommen, daß die Soldaten eigentlich um die Früchte ihrer Siege betrogen worden sind.“

Eine Gefahr, wie sie noch nie auf ein Volk herniederbrach, eine Weltlage, wie sie noch nie erlebt worden ist! Die Arbeiterklasse ist sich dieser Gefahr und dieser Weltlage schon länger bewußt, als manche Politiker, die bis zum heutigen Tage zu einer klaren Erkenntnis so außerordentlicher Umstände noch nicht herangereift sind. Solche klare Erkenntnis zwingt aber auch, über Neuheiten einer ungewohnten Form auf die Sache selbst zu sehen. Stehen wir noch zur Politik des 4. August, so wie wir sie verstanden und von vornherein erklärt haben, oder nicht Treten wir für die Verteidigung unseres Landes gegen fremde Eroberungspläne ein oder nicht? Die Antwort auf diese Fragen kann keine andere sein als ein festes Ja!

Wir wollen eine Politik, die zum Frieden führt. Aber der Weg zum Frieden geht über die erfolgreiche Verteidigung des Reiches. Einen anderen gibt es nicht!

Zugleich mit der Gedenkfeier im Reichstag, die den Charakter dieses Krieges als eines deutschen Verteidigungskrieges zum Ausdruck brachte, hat in London eine Veranstaltung stattgefunden, die das genau entgegengesetzte Bild bot. Lloyd George schildert dort in krassen Farben das Schicksal, dem Europa zum Opfer gefallen wäre, wenn die alldeutschen Träume der Verwirklichung gefunden hätten. Wir sind die letzten, die die Gefährlichkeit dieser alldeutschen Träume zu bestreiten, sind aber freilich der Meinung, daß sie nur Deutschland selbst geschadet haben. Sie haben auf die deutsche Politik eine Zeitlang einen verderblichen Einfluß ausgeübt; aber sie haben sie niemals beherrscht und sie sind heute weiter entfernt, sie zu beherrschen, denn je. Sie sind heute weiter nichts als ein Popanz, dessen sich die feindlichen Staatsmänner nach Belieben bedienen, um den Haß und die Kampfeslust gegen das deutsche Volk anzustacheln. Je deutlicher die Welt erfährt, daß das deutsche Volk von diesen Träumen nichts wissen will, desto rascher werden wir uns dem Ziel nähern, nach erfolgreichem Selbstbehauptung in eine Gemeinschaft der Völker einzutreten, deren Hauptziel es sein muß, die Wiederholung der Gräueltaten zu verhindern, deren Sätte Europa nicht durch die Bosheit einzelner Menschen, sondern durch eine Verkettung tragischer Umstände geworden ist.

Der 4. August in London.

Reden Sonnino und Lloyd George.

London, 4. August. (Reuter.) Lloyd George sprach heute nachmittags auf einer Versammlung des neuen Kriegszielkomitees in der Queenshall.

Lord Crewe, der den Vorsitz führte, sagte: Die allgemeinen Kriegsziele, wie sie ursprünglich von Asquith im November 1914 bezeichnet wurden, nämlich Wiederherstellung und Sicherheit, hätten sich nicht geändert. Die Berliner Neuheiten hätten keine große Ermutigung für den Friedensgedanken enthalten. Es ist völlig klar, daß wir den Krieg fortsetzen müssen.

Sonnino, der italienische Vorkämpfer: Italien ist in den Krieg eingetreten zur Verteidigung seines guten Rechtes, als der Dreibündnervertrag, der friedliebend und zur Verteidigung bestimmt war, durch Österreich mit Einverständnis Deutschlands verletzt worden war. Unsere Sonderziele, für die wir kämpfen, sind die Befreiung unserer Brüder von der Unterdrückung, unter der sie leiden, und zugleich die volle Sicherheit unserer Unabhängigkeit zu Lande und zu Wasser, all das im Interesse der allgemeinen Sache, damit die Genugtuung für alles von unseren Feinden uns zugesagte Unrecht gesichert wird.

Lloyd George begrüßte zunächst Sonnino und fuhr dann fort: Ich begrüße ferner den verehrten und weisen Führer des serbischen Volkes (Pashitch), des Opfers germanischer Barbarei, das auf die Stunde der Befreiung und Genugtuung, welche sicher kommt, geduldig wartet und dafür hartnäckig und mutig kämpft.

Dies ist der vierte Jahrestag des größten Krieges, den die Welt jemals gesehen hat. Wofür kämpfen wir? Um die gefährlichste Verschwörung zu beseitigen, die jemals gegen die Freiheit der Völker geschmiedet worden ist, die sorgfältig, heimtückisch und heimlich mit rücksichtsloser, zynischer Entschlossenheit bis in alle Einzelheiten geplant worden war.

Nur mit Schaudern kann man die neuerliche Enthüllung über die Berliner Versammlung wenige Wochen vor dem Krieg lesen.

Es war eine der schlimmsten Episoden in der ganzen Geschichte des menschlichen Räuberwesens. Sollte jemand in England wissen wollen, weshalb wir im Krieg sind, so lege er sich die Frage vor, was wäre aus Europa, was aus der Welt geworden, wenn wir nicht in den Krieg eingetreten wären. Verfolgen Sie die letzten drei Jahre und Sie sehen die Rechtfertigung unseres Eintritts in den Krieg. Sehen Sie, was über Europa herein-gebrochen ist, obwohl wir unsere Macht und alle unsere großen Heere und Flotten in den Kampf geworfen haben. Belgien, Serbien und Montenegro, einige der schönsten Provinzen Frankreichs und Russlands, sind über den Haufen geworfen, verübert, gedemütigt und verflucht worden. Bulgarien und die Türkei sind elende Vasallenstaaten. Das geschah, obwohl die ganze Macht des britischen Reiches in die Waagschale geworfen ist. Können Sie sich vorstellen, was geschehen wäre, wenn unsere große Flotte die Seeherrschaft nicht ausgeübt hätte? Wenn wir nicht große neue Armeen ausgerüstet und den preussischen Legionen entgegengesetzt hätten? Russland ist augenblicklich demoralisiert und in Auflösung begriffen. Diese Auflösung hat seine tapfere Armee an manchen Fronten unfähig gemacht. Das wäre schon früher eingetreten (hier fehlt offenbar der Satz: wenn England nicht in den Krieg eingegriffen hätte). Frankreich würde mit alt überlieferter Tapferkeit weitergekämpft haben; aber wenn ihm alle Zufuhren abgeschnitten worden wären, so hätte auch seine tapfere Armee übermächtig werden können. Wie würde dann Europa ausgesehen haben? Es wäre nicht ein Friede, sondern eine Eroberung und Unterjochung Europas gewesen. Europa wäre in Anechtschaft der Gnade einer großen beherrschenden Macht und der schlimmsten Elemente dieser Macht preisgegeben gewesen.

Wollen die, die noch immer zweifeln, ob wir vor drei Jahren in den Krieg eintreten sollten, sich ein Bild von Europa machen, wie es heute sein würde, wenn wir nicht in den Krieg gezogen wären. Es würden viele Nationen sein, aber nur eine Großmacht, eine große Armee und zwei Flotten, die deutsche und die englische, wenigstens eine Zeitlang. Eine Zeitlang! Denn die Friedensbedingungen würden eine Kriegsschädigung auferlegt haben, die die Form der Abtretung der russischen, der französischen, der griechischen, vielleicht der italienischen Flotte angenommen hätte. Europa wäre der Gnade dieser großen grausamen Macht ausgeliefert worden. Sie mögen sagen, daß das ein böser Traum wäre. Das ist nicht der Fall, es ist nur eine Beschreibung alldeutscher Träume.

Was wäre in Amerika gewesen. Die Monroe-Doktrin wäre wie ein anderer Papierfetzen behandelt worden. Deutschland hätte die Doktrin nie untergeschrieben. Aber wir kennen seine ehrgeizigen Pläne in Südamerika. Amerika wäre ein Jahr nach Abschluß dieses Friedens in einer hoffnungslosen Lage gewesen.

Das ist die Gefahr, die wir in diesen drei Jahren zu verhüten strebten. Und nicht ohne Erfolg! Lassen Sie sich durch eine unglückliche Episode nicht entmutigen. Machen Sie sich die Grundsätze klar, daß wir

den ehrgeizigen Plänen Deutschlands Einhalt getan haben.

Bestimmte Leute sagen, jetzt sei die Gefahr vorbei, also weshalb schließt Ihr nicht Frieden? Der Kaiser spricht jetzt anders. Wir hören jetzt niemals mehr löbliche Phrasen von Deutschlands Weltmacht. Er spricht jetzt bescheiden über die Verteidigung des deutschen Bodens. Wer wollte in Deutschland einfallen? Wollte England mit seiner jämmerlichen kleinen

Armee in Deutschland einfallen, wollte es Russland, das kein ausreichendes Bahnsystem hatte, um die eigenen Grenzen zu verteidigen? Hat sich Russland auf einen Angriff vorbereitet, hat Frankreich das getan, das offenbar nicht vorbereitet war, seine eigenen Grenzen zu schützen? Oder ist es Belgien? Oder wollte die serbische Armee nach Berlin marschieren?

Der Kaiser

muß wissen, daß er nicht deshalb in den Krieg zog, daß er sich auch jetzt nicht deshalb im Kriege befindet. Weber er noch sein neuer Kanzler sagen, daß er sich mit deutschem Boden zufrieden geben würde. Beide führen glatte Reden über den Frieden, aber sie stottern, sie stammeln, wenn es zu dem Worte Wiederherstellung kommt. Es kam noch nicht vollständig über ihre Lippen. Wir forderten sie dazu auf, aber sie können es nicht aussprechen. Ehe wir auf die Friedenskonferenz gehen, müssen sie lernen, zunächst jenes Wort auszusprechen. Die tapferen Jungen, von denen ich erfreulicherweise einige in dieser Versammlung sehe, heißen den Kaiser allmählich von seinem Stottern, bis er den ersten Buchstaben des Friedensalphabets gelernt hat. Der erste Buchstabe ist Wiederherstellung. Dann werden wir reden.

Der Krieg ist etwas Grausames, aber er ist nicht so schrecklich als ein schlechter Friede. Der furchtbarste Krieg geht zu Ende, aber ein schlechter Friede geht immer weiter, er taumelt von Krieg zu Krieg. Was wollen sie, wollen sie Frieden, wenn sie davon reden? Die Wahrheit ist, daß die preussischen Kriegsherren ihre ehrgeizigen Pläne noch nicht aufgegeben haben und nur die Verschiebung der Verwirklichung dieser Pläne erörtern. Unter ihnen herrscht richtige Verrücktheit. Glauben Sie mir, daß die Verschwörung diesmal mißlungen ist. Sie sagen ganz ehrlich, daß alles gut gegangen wäre, wenn England nicht gewesen wäre. Das nächstmal wollen sie sichergehen. Es darf kein nächstes Mal geben. Ein Mann in sehr hoher mächtiger Stellung in Deutschland hat gesagt, daß der Friede bald kommen, aber daß der Krieg in 10 Jahren wieder beginnen werde.

Lloyd George führte dann den Gedanken näher aus, daß die deutschen Machthaber jetzt schon nur an eine bessere Vorbereitung des nächsten Krieges dächten. Er kam dann auf den russischen Zusammenbruch zu sprechen und tröstete seine Hörer mit dem Beispiel der französischen Revolution, die schnell zu militärischer Tüchtigkeit aufgestiegen sei. Dann wandte er sich gegen die Leute in England, die die Disziplin der Armee zerschanden wollten. Aber in England bedürfte es keines Arbeiter- und Soldatenrates, dieser sei hier das Unterhaus. Die Nation müsse als Ganzes den Krieg führen. Wenn sie im Besten dem russischen Beispiel folgen würde! Wir haben nicht mehr als 100 Meilen zum Weglaufen, wir würden dann in 100 Meilen geworfen werden. Auf diese Weise sei der Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen nicht zu gewinnen.

Ich sehe, daß die Deutschen mit

der letzten Schlacht

sehr zufrieden sind. Nun, das einzige, was ich sagen kann, ist, daß der ausgezeichnete Oberbefehlshaber unserer Armee an der Westfront gesagt hat, daß er alle seine Ziele in dieser Schlacht erreicht hat. Ich spreche nicht von etwas, was er mir nach dem Kampf gesagt hat. Er war gütig genug, uns davon zu unterrichten, was diese Ziele waren. Und sie sind erreicht worden. Aber der deutsche Bericht sagt, daß wir nur eine Trichterlinie besetzten und in Berlin wird geflaggt. Eine Trichterlinie! Wer hat die gemacht? Trotz der U-Boote, die, wie man uns vor etwa sechs Wochen erzählte, verhindern sollten, daß die britische Armee ihre Munition erhielt, hatten wir genug Geschütze und Munition, die gut ausgebaute Linie, die sie in drei Jahren mit freiwilliger und erzwungener Arbeit errichtet hatten, in eine Reihe von Trichtern zu verwandeln. Und der Kaiser hat den Armeekommandanten zu seinen machtvollen Maßnahmen beglückwünscht und hat befohlen, in Berlin zu fliegen. Sie sind mit der Schlacht zufrieden und wir sind es auch. Nun, solche Schlachten müssen wir haben, sie machen beiden Seiten Freude. Wir sind zwei Meilen weit gegangen. Uns gefällt es vorzugehen, ihnen, sich zurückzuziehen. Uns gefällt es, Gefangene zu machen, ihnen, sich zu ergeben. Uns gefällt es, ihre Gräben zu zerstören, und sie sind noch mehr entzückt. Nun lassen wir das zu unserer gegenseitigen Befriedigung so weitergehen! Jeder Rückzug, jede Preisgabe von Befestigungen, deren Erbauung ihnen drei Jahre gekostet hat, wird des Kaisers Herz von neuem erfreuen, wird neue Glückwünsche an den Kronprinzen von Bayern bringen und mehr Fahnen in Berlin. Ich glaube, der Feldmarschall hat die Absicht, des Kaisers Herz wieder und wieder zu erfreuen. Aber lassen Sie sich nicht durch diese deutschen Berichte irreführen. Es ist die britische Methode des Vorgehens mit möglichst geringem Verlust an Menschleben, indem man die deutschen Gräben und ihr Stachelndrähte und ihre Ma-

Die Spieluhr.

Von Artur Zidler.

„Gans, Gans!“

Gans Dnsreder ging ruhig, als hätte er nichts gehört, weiter die Gasse hinauf. Da sich aber der Ruf wiederholte und er den mühseligen Schritt der alten Rasmussen hinter sich fühlte, wandte er sich unsicher um. „Guten Tag, Mutter Rasmussen!“

Sie war ganz außer Atem.

„Wißt mich nimmer kennen, Gans!“ Ihre Stimme war so voll traurigen Vorwurfs, daß ihm sein Benehmen leid tat. „Das ist nicht schön von dir,“ fuhr sie fort, „hast auch von meiner Brust getrunken, als deine Mutter starb.“ Ihr Blick hing mit mütterlicher Zärtlichkeit an dem weiterbraunen Gesicht des Infanteristen.

Das weißblonde Bärtchen verdeckte schlecht das bittere Zucken seiner Mundwinkel.

„Sechs Tage, Mutter — drei davon war ich in Hamburg und seit gestern bin ich hier. Morgen in der Frühe muß ich wieder weg nach Russland.“ Berlegen und gerührt sah er von ihrem lieben Gesicht hinauf nach den abendseingoldnen Siebeln.

Der dicke Bäcker Hübner stand mit seiner Frau im Torweg, beide blinzelten interessiert herüber.

„Kommt mit raus, Gans,“ bat die Alte und strich über seine großen Hände, die überflüssig am Koppel herumgriffen. Er überlegte zögernd. „Ist die . . . die Junge oben?“ Auch über ihr Gesicht zog ein grauer Schatten. „Ne, sie ist in der Fabrik — hat immer lange zu tun.“ Sie war froh, daß er nun endlich neben ihr hergestappte. „Was du groß und stark geworden bist, mein Junge, und einen Bart hast du auch und fühlst dich wohl wie 'n ganzer Mann.“ So schwächte sie die dunklen Stiegen hinauf. Er schwieg.

Im Türschwamben blieb er stehen. Das Spätlicht strahlte durch die geklammerten Vorhänge in das saubere Stübchen, das mit seinen alten Möbeln eine trauere Wohnlichkeit atmete.

„Ganz wie — damals . . .“, meinte Gans Dnsreder, setzte sich aufs Kanapee und streckte die Beine lang unterm

Lisch. Die Bedrücktheit sah von ihm zu weichen, er lächelte sogar. Der Gastocher sagte „Puff“ und der Lectopf begann leise zu singen. Mutter Rasmussen redete in ihrer gemächlicheren und abgeklärten Art, die sie sich mit dem Alter erworben hatte:

Du darfst der Junge nicht so nachtragen, Gans. Drei Jahre fort warst Du in der Fremde; man soll so ein jung' Ding nicht zu lange allein lassen. Junges Ding will Freude haben, und der Peter Klemm — kennst ihn ja voll von der Schule her — war ein hübscher Durst', ein bißchen eine leichte Haut vielleicht, aber led und fröhlich genug, um so'n Deern den Kopf zu verdrehn. Das mit dem Kinde brauchste ja nicht zu kommen, aber kühl du mal heiße Köpfe! Peter wollte ja auch Junge heiraten, da kam der Krieg und er mußte sein Leben lassen; Junge dachte, du habtest sie längst vergessen; als dein Brief kam und war so voll bitterer Vorwürfe, hat sie bitterlich geweint.“

Ein klagendes Geräusch in der Kammer ließ sie abbrechen. Sie öffnete die Tür einen Spalt und tröstete in singendem Tone:

„Schlaf, mein läßt Jungchen,
dein Mutter kommt bald,
ist nur für läßt Heiner
nach Deeren in'n Wald!“

Als Mutter Rasmussen den Lee in die Tassen füllte, knarrte die Stiege. Sie blickte ängstlich nach Gans, der preßte beklommen die Lippen aufeinander und wurde rot bis unter den Schopf. Erregt sah er nach der Tür, bis Junge eintrat, schön wie einst, Glanz im Haar und wiegende Mädchenhaftigkeit in der Bewegung. Sie war wenig bestürzt, eher lächelte sie wie einer, der im Schlafe liegt und schön träumt.

„Sieh da, Prinz Gans.“

Das gedämpfte Klingen ihrer Stimme rauschte in seinem Ohr.

„Es wird Dir nicht recht sein, mich hier anzutreffen,“ sagte er und es war ihm, als wenn ein anderer die Worte gesprochen hätte und er sich darüber ärgern müßte. Sie sah ihn immerfort an mit Augen, die in der Dämmerung so seltsam schimmerten.

„Warst weit fort, Gans . . . und lange!“

„Ich wandte sie sich und ging in die Kammer. Mutter Rasmussen hatte sich ins Dunkel der Ofenbank gedrückt. Gans aber schüttelte die schwere Stille ab, straffte sich hoch und schnalzte das Koppel um. Da sprang auf einmal das Schlagen einer kleinen Uhr ins Lautlose, das war wie ein helles silbernes Klirren. Gans ließ die Klinke wieder los. Das war ja die kleine Spieluhr, die er damals, kaum der Schule entwachsen, seiner lieben Spielgefährtin gekauft hatte. Wie sie Erinnerungen weckte, die kleine Melodie:

Kling, Glöckchen, Klingelklingel!
Kling, Glöckchen, Kling!
Nach mir auf die Türe,
Daß ich nicht erriere . . .

Süße Stunden strichen ihm mit feinen Fingern übers Haar, seiner Kindheit heiligste Träume rauchten ihm zu: Sperr nicht mit engherzigem Grolle dein Glück! Mache die Tore deiner Seele weit auf und lasse die Liebe hinein!

Da ging er hinein in die Kammer. Und als Mutter Rasmussen die Lampe anzündete und hinaustrug, hielt Gans Dnsreder Jnges Sohn auf dem Arme und lachte unter Tränen:

„Was für ein kleiner Mensch! So ein kleiner dicker Mensch!“

Das Feld der unbegrenzten Möglichkeiten.

Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie: Ich kam (auf einer Fahrt von Diebing nach Wien) neben einen Hofrat der Jenjurhustelle zu sitzen, der mir schon früher als Polizeidirektor in Benedig während meines dortigen Aufenthalts alle Freundschaften erwiesen hatte und mit bis auf diesen Augenblick immer zugegen geblieben ist. Er begann das Gespräch mit der damals in Wien herkömmlichen Frage, warum ich denn gar so wenig schreibe? Ich erwiderte ihm: er, als Beamter der Jenjur, müsse den Grund wohl am besten wissen. „Ja,“ versetzte er, „so seid ihr Herren! Ihr denkt auch immer die Jenjur als gegen euch verschoren. Als Ihr „Citolar“ zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verbinde die Aufführung. Wissen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich weiß Gott, Ihr Feind nicht bin.“ „Aber, Herr Hofrat,“ versetzte ich, „was haben Sie denn an dem Stück Gefährliches gefunden?“ „Gar nichts“, sagte er, „aber ich dachte mir, man kann doch nicht wissen —!“